

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde-Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synode von Wisconsin und anderen Staaten.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal
zum Preise von \$1.00 und 5 Cts. Porto das Jahr.

In Deutschland zu beziehen durch Hein. Raumann's
Buchhandlung in Dresden.

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme.
(Offenb. 9, 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt sind zu adressiren: P.
A. Ernst, Watertown, Wis.; alle Wechselblätter adres-
sire man: Gemeinde-Blatt, Milwaukee, Wis. Alle Be-
stellungen, Abbestellungen, Gelder u. s. w. sind zu adres-
siren: Rev. Th. Käfel, Milwaukee.

13. Jahrg. No. 19.

Milwaukee, Wis., den 1. Juni 1878.

Lauf. No. 340.

Das Frohnleichnamtsfest.

Es ist wohl allen Lesern des Gemeinde-Blattes bekannt, daß die Römischen jedes Jahr am ersten Donnerstag nach dem Trinitatisfest ein Fest feiern, welches sie für das höchste Fest halten und Frohnleichnamtsfest nennen. Die Wenigsten jedoch wissen, was das Fest für eine Bedeutung hat. Mancher gar mag denken, was gehen mich die römischen Feste an, darnach frage ich nicht, und wozu soll man das denn wissen? Ja gewiß geht uns das alles nichts an und wir sind froh und danken Gott dafür, daß wir mit dergl. Werken der Finsterniß nichts zu thun haben. Dennoch ist es gut und nützlich, wenn man auch davon weiß. Gerade die Anordnung und jährliche Feier dieses Festes läßt uns einen tiefen Blick thun in das grundlose Verderben der römischen Kirche.

Laßt uns denn nun sehen, auf welche Weise dieses Fest zu Stande kam. Der Stifter desselben ist der Pabst Urbanus IV., der die päpstliche Würde bekleidete vom Jahre 1261—1265. Im dritten Jahre seiner Regierung, also im Jahre 1264, stiftete er das Frohnleichnamtsfest. Das ging nemlich so zu. Eine Nonne in Lüttich, Namens Juliana, soll während sie betete eine Offenbarung erhalten haben. Sie sah nemlich auf ihren Knien liegend den vollen Mond mit einer kleinen Lücke. Eine innere Offenbarung deutete ihr dies Gesicht dahin, daß in dem Festcyclus der Kirche noch ein Fest zur Verherrlichung des Abendmahlsunders fehle. Dieses theilte sie dem Pabst mit, und der ordnete sofort an, daß die ganze Kirche jährlich auf den bereits genannten Tag das Frohnleichnamtsfest feiern solle. Weil es aber trotz des Befehls doch nicht recht in Gang kommen wollte, so erneuerte der Pabst Clemens V. im Jahre 1311 dieses Gebot und seitdem feiert die römische Kirche jährlich dieses Fest mit großem Pomp.

Das Antwortschreiben des Pabstes auf die Mittheilung der Offenbarung der Nonne lautete also: „Urbanus, Bischof, ein Knecht der Knechte Gottes, entbent seiner in Christo geliebten Tochter Heil und apostolischen Segen. Liebe Tochter, wir wissen, daß deine Seele ein großes Verlangen gehabt hat, daß ein besonderes Fest der Liebe unsers Herrn Jesu Christi in der christlichen Kirche angeordnet werde, welches von den Christgläubigen zu

allen Zeiten gehalten werden soll. Demnach will ich dir zu deiner Freude zu wissen thun, daß wir, zur Befestigung des katholischen Glaubens für würdig angesehen, zu verordnen, daß von einem so wunderbaren Sacrament, über die tägliche, in der Kirche gebräuchliche Erinnerung, eine besondere und herrliche Gedächtniß gehalten werde, dazu wir einen gewissen Tag bestimmt, nemlich den Donnerstag nach dem Trinitatisfest, daß am genannten Tage das andächtige Pfarrvolk deßhalb fleißig zur Kirche komme. Und soll an diesem Tag ein neues, liebliches Fest gehalten werden, gestalt solches in unsern apostolischen Briefen, so wir befragen in die ganze Welt gesandt, ausführlich beschrieben worden ist. Solches haben wir mit allen anwesenden Cardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen und Prälaten und andern zum Exempel den Anfang gemacht. Darum erhebe deine Seele dem Herrn und dein Geist freue sich Gottes deines Heilandes, denn deine Augen haben deinen Heiland gesehen, den wir bereitet haben für allen Völkern. Freue dich daneben, daß der allmächtige Gott dir das Begehren deines Herzens gegeben und die Fülle der himmlischen Gnade den Willen deiner Lippen erfüllet. Und weil wir die ganze Verrichtung dieses Festes auf vier Bogen unter unserer Bull zuordnen, so ist unser Wille und apostolischer Befehl, daß du dieselbe mit gebührender Ehrerbietung annehmeest und denen, die es begehren, bereitwillig mittheilest; auch mit deinem Gebet bei dem, der dies sein heilsames Gedächtniß auf Erden hinterlassen, anhalte, daß er uns von oben herab Gnade gebe seine Kirche nützlich zu regieren, zu Lob und Preis seines Namens. Datum in der alten Stadt, dem 8. September im dritten Jahr unsers Pabstthums.“

Wenn denn etwas so Außerordentliches der Kirche gestiftet werden sollte, muß man doch auch Gründe dafür haben; welches sind denn nun die Gründe des Pabstes für die Stiftung dieses Festes? Es werden in der päpstlichen Bulle drei Gründe angegeben. Der erste ist: Am Gründonnerstag, da das Sacrament eingesetzt wurde, hat die Kirche so viel zu thun mit Fußwaschen, Weichten, die Gefallenen aufzunehmen und darum kann man der Feier des heil. Abendmahls nicht genügend abwarten.

Der andere Grund ist: Zur Verehrung der Heiligen, deren man doch alle Tage in der Messe

und den Vitaneien gedenkt, hat man noch ein besonderes Fest angeordnet, um das etwa bei ihrer Verehrung Versäumte nachzuholen, darum sei es billig, daß man mit dem lebendigmachenden Sacrament gleichermaßen handle, um auch das hier etwa Versäumte nachzuholen. Der dritte Grund ist: Der Pabst erinnert sich, wie es, als er noch in geringerem Stande war, etlichen Katholischen geoffenbart wurde, daß ein solches Fest eingerichtet werden solle.

Auch an biblischen Gründen fehlte es dem Pabst nicht seine Stiftung zu befestigen. Wo aber findet man denn in der Bibel etwas vom Frohnleichnamtsfest? Allerdings kann ein gewöhnlicher Mensch nichts finden zur Bestätigung dieses Festes, der Pabst aber, der besonders hocherleuchtet ist, und allein das Vermögen und Recht hat die Bibel auszulegen, findet auch dafür schlagende Gründe. Und welche sind die? Es wird gelehrt, das Fest ist im alten Testament vorgebildet worden mit dem Mana oder Himmelsbrot und der Arche oder Bundeslade des Herrn. Denn wie das Mana nicht allein gegessen wurde, sondern ein Eimervoll hat in der Bundeslade verwahrt werden müssen, also soll man das rechte Himmelsbrot nicht allein essen, sondern auch einsperren. Wie aber die Bundeslade sieben mal um die Stadt Jericho getragen wurde, da sieben Priester mit Hallsjahresposauern geblasen, Etliche gerüstet vorherzogen, Andre aber, der Bundeslade nachfolgend, Josua 6, und wie auch der König David sie mit großer Feierlichkeit nach Jerusalem geführt hat, 2 Sam. 6, so soll man auch das rechte Himmelsbrot mit großer Feierlichkeit umhertragen, denn was mit dem Vorbilde geschehen ist, soll ja billig noch vielmehr mit dem rechten Himmelsbrot geschehen.

Darum lehren, sie, dieses Fest sei das allerhöchste, es sei eine öffentliche Anbetung Christi, des Sohnes Gottes, eine öffentliche Predigt von der Hoheit und Würdigkeit des Sacraments; ein herrlicher Triumph wider alle Sacramentirer; eine ernstliche Einladung und Anreizung des Volks zu öfterer Communion; eine allgemeine Lob- und Dankagung für die Wohlthaten Christi, sonderlich für die himmlische Speise und Trank seines Leibes und Blutes, ein gemein Gebet um den öffentlichen Segen über alle Häuser, Gassen, Straßen und Ringmauern der Stadt; ein öffentliches

Zeugniß von der Kraft der Consekration; ein Vorspiel der festlichen Feierlichkeit und Prozession, die im Himmel mit Christo von allen heiligen Engeln und Auserwählten ewig gehalten werde.

Die Absicht der Päbste Urban IV. und Clemens V. war bei Stiftung dieses Festes nicht so schlimm, wie man aus der genannten Bulle sehen kann, denn daselbst heißt es: Alle Unterthanen oder Pfarrkinder sollen den Sonntag zuvor fleißig ermahnt werden, daß sie durch wahre, reine Beichte, Almosengeben, andächtiges, fleißiges Gebet und andre gottselige Werke sich also vorbereiten, daß sie an dem Tage des allertheuersten Sacraments theilhaftig werden, dasselbe mit gebührender Ehrerbietung empfangen und durch dessen Kraft Vermehrung der Gnade erlangen mögen.

Daraus ist wenigstens soviel zu sehen, daß es nicht ihre Absicht war, daß der Leib Christi in der Monstranz unter so großem Pomp umhergetragen werden sollte, wie es jetzt geschieht. Sondern daß die Christen an diesem Tage mit gebührender Vorbereitung und Ehrerbietung das Sacrament des Leibes und Blutes Jesu Christi empfangen sollen, wie es auch damals das Fest des Leibes und Blutes Jesu Christi, und nicht allein das Fest des Leibes Christi genannt wurde. Damals wurden auch noch Brod und Wein beim heil. Abendmahl ausgeheilt.

Wenn daher weiter nichts verordnet und befohlen würde, als daß man jährlich an einem besondern Tag von dem hochwürdigen Abendmahl predigte und die Zuhörer zum würdigen Genuß desselben ermahnte, ließen wir uns solche Anordnung auch gefallen und würden auch den Frohnleichnamstag feiern, sowie in der luth. Kirche an vielen Orten die Marien- und Aposteltage gefeiert werden. Aber die Feier, wie sie jetzt im Brauch ist in der röm. Kirche, ist der Einsetzung des Abendmahls zuwider, denn der Herr Christus hat nicht befohlen, daß man seinen Leib in eine Monstranz einsperren und zum Schauspiel umhertragen soll, sondern zum essen und trinken und sein dabei zu gedenken ist es verordnet und von dieser Ordnung darf man nicht abweichen.

Die Weise wie es die Römischen halten, ist rechte Abgötterei, denn Christus hat es nirgends geboten so zu feiern, noch weniger hat er eine Verheißung dafür gegeben. Die Ehre, die dem Herrn Christo allein gebührt, wird hier einer Creatur, nämlich dem Brod erzeigt. Somit wird die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild des verweslichen Brodes verwandelt.

Durch die Consekration des Priesters wird nach röm. Lehre das Brod im Abendmahl umgewandelt in den Leib Christi. Soll aber die Consekration eine rechte sein, so muß der Priester, der sie vollzieht, auch die Meinung und Absicht haben das Brod in den Leib Christi zu verwandeln. Ferner muß der Stifter des Sacraments auch die Meinung und Absicht gehabt haben bei, der ersten Consekration das Brod in seinen Leib zu verwandeln, damit es umhergetragen und angebetet werden könnte. Von dieser Absicht hat aber weder der Herr Christus noch seine heil. Apostel etwas verlauten lassen, somit hat er sie auch nicht gehabt, denn er hat seinen Jüngern nichts vorenthalten von dem was zu ihrem Heil nöthig war. Wird denn nun aber das Brod nicht umgewandelt, sondern bleibt Brod, so

ist es ja klar, daß alle die Ehre und Anbetung am Frohnleichnamstag sowohl als in der Messe nicht dem Herrn Christo, sondern einem Stückchen Brod erzeigt wird. Welch ein furchtbarer Götzendienst ist das doch! Wie tief ist der Pabst gefallen, daß ihn Gott dahin gibt einen solch greulichen Götzendienst einzusetzen und nach recht heidnischer Weise auszuüben in aller Welt!

Dieses Fest muß nothwendig an die Weissagung im Daniel 12. Cap. 37—45. erinnern, denn dort wird der Pabst mit seinem selbstgemachten Gottesdienst beschrieben. Sein Gott wird dort Mäusim genannt. Mäusim bedeutet einen Gott der Festungen wie es Luther, auslegt und wird oben wie aus dem Vorhergehenden und Nachfolgenden klar hervorgeht, mit Recht auf das Mehopfergedeutet, welches der Pabst erfunden hat. Gewiß ist die Sünde des Pabstes nicht geringer, als die des Josua einst, da er den Isracliten ein goldenes Kalb machte und demselben ein großartiges Fest richtete. Es wird darum gewiß auch des Pabstes Lohn kein anderer sein wie jener Kalbanbeter Lohn war. Wir aber wollen auf die Worte Johannis ja recht Acht haben, da er sagt: „Kindelein, hütet euch vor den Abgöttern. Amen.“ —r.

Am Rande des Abgrunds.

Nach M. Claudius.

In dem stattlichen Herrenhause, dem ehemaligen Kloster, wohnte der Amtsrath Bär mit Frau und Tochter, und in dem alten Pfarrhause, von Linden umschattet, zur Linken der Klosterkirche, der alte Pastor mit seinem Entkelnde. Ilse Hartwig und Octavie Bär waren zwei sehr verschiedenartige Wesen, aber weil das Pastortöchterlein in dem kleinen Städtchen die einzige war, die für das in der Hauptstadt erzogene junge Fräulein vom Herrenhause für passend erachtet wurde, so hatte sich trotzdem ein ziemlich freundschaftlicher Verkehr zwischen den beiden gebildet. Als das einfache Kind des Pfarrhauses zuerst in das Herrenhaus hinabgefohlen wurde, da hatte ein solcher Besuch fast bewundernd auf dasselbe gewirkt, und mit offener Bewunderung hatte Ilse's Blick an der eleganten und anmuthigen Erscheinung der vornehmen Freundin gehangen. Alles, was Octavie that und wie sie es that, kam ihr reizend vor, und ganz in Harmonie mit der prächtigen Einrichtung im Schlosse. Bislang hatte Ilse kaum gewußt, was Schönheit sei; ihre eigene kleine, etwas gedrungene Gestalt, ihr frisches, aber durchaus nicht hübsches Gesichtchen hatten sie ihr nicht gezeigt. In Octaviens herrlicher Gestalt, ihrem goldigen Haar, ihren strahlenden blauen Augen — in ihrer ganzen liebrenden Erscheinung, sah sie dieselbe verkörpert. Ja, Octavie sollte ihr in allen Dingen Muster und Vorbild werden. Wo so viel äußerer Liebreiz war, mußte auch eine Fülle innerer Güte wohnen. Eine Einladung in's Schloß war daher immer mit lautem Jubel begrüßt worden, und auch dann, wenn Gäste von außerhalb die Säle füllten. Ihr that's nichts, daß sie selber übersehen wurde, daß auch Octavie dann ihrer zu vergessen schien — sie sah doch ihre Freundin, sie konnte sie bewundern als den Kern und Mittelpunkt des Festes. Das war ihr genug, und

gern schaute sie sich irgend einem verborgenen Winkel dem bunten Leiben zu, sich von ihm betäuben und bezaubern lassend.

Doch nach und nach — wie's geschehen — Ilse mußte es selber nicht, schwand ihr der wunderbare Reiz solcher Feste. Sie fühlte sich ernüchert und oft herzlich gelangweilt inmitten der Lust um sie her, und unwillkürlich fing sie an, die Gesellschaftsabende im Herrenhause mit den stillen daheim zu vergleichen. Da hatte sie freilich Niemand als den alten Großpapa, aber sie wußte, daß es ihm Freude machte, sie um sich zu sehen, und daß sie ihm dienen konnte, wenn sie ihm seine Lieblingsbücher las, und so durch ihre jungen Augen seine alten schaute. Wohl war Großpapa's Lectüre nicht die, die junge Mädchen sich gewöhnlich ansuchen. Die Schriften des seligen Dr. Luthers, die Biographie irgend eines frommen Mannes, daraus bestand sie zum größten Theil, aber was Ilse anfangs nur um seiner willen las, hatte doch nach und nach ihr junges Gemüth gefangen genommen. „Der Haufen von Zeugen,“ davon der Apostel redet, erstand vor ihrer Seele, und es wurde ihr warm und weit und fromm und still, und am Morgen darnach arbeitete es sich noch einmal so gut. Ja, wenn sie dann die kranke Wäscherin besuchte, oder den kleinen Fris, der das Bein gebrochen hatte, so konnte sie Beiden viel besser etwas zu Liebe thun, auch recht etwas Tröstliches ihnen sagen. Anders nach einem Gesellschaftsabend im Herrenhause. Meist kehrte sie von dort beläut und verwirrt heim, und die kurze Nacht war so voll bunter unruhiger Träume, daß sie sich am Morgen weit und leer fühlte, und Zeit brauchte, ihr inneres Gleichgewicht herzustellen. — Ja wenn sie aufrichtig sein wollte, konnte sie sich eben nicht verhehlen, daß die stillen Abende daheim ihr mehr wohl thaten, als die im Schlosse verlebten. Octaviens Leben war kein Leben für sie — sie war ein Eindringling in jenen Kreisen, zu Niemand's Lust da, während im eignen Hause ihr Platz mit Bedauern leer gesehen wurde. So kämpfte sich denn endlich der Entschluß durch, den Gesellschaftsabenden im Herrenhause zu entsagen. Octaviens einsame Stunden wollte sie ihr gern vertreiben helfen, war jene jedoch in ihrem Element, der Welt, so wollte sie selber auch in dem ihren bleiben — in stiller einfacher Häuslichkeit.

Vielleicht war es zu verwundern, daß Ilse solcher Vorsatz zu kämpfen gab. Aber das Menschenherz ist eben ein wunderliches Ding, und selbst da, wo es sich schon innerlich gelöst hat, halten es noch äußerliche Bande — Rücksichten, Gewohnheiten, Eitelkeiten — gefangen, daß ihr Zerreißen Mühe macht. Auch mit Ilse war es so. Aber als sie sah, daß Octavie ihre Gründe gelten ließ und gern zu Frieden schien, daß ihre bescheidene Freundin keine gefälligen Ansprüche machte, da freute sie sich doppelt ihres Entschlusses. Es war wirklich gut so. Ilse war darnach viel zufriedener und treuer auch in der Erfüllung ihrer kleinen Pflichten.

Und jetzt war es Sommer. Ein heißer schwüler Tag neigte sich seinem Ende zu. Ilse war im Garten beschäftigt, die ersten frühen Birnen einzuernten. Es war heiße Arbeit, ihr Gesicht hochroth und helle Tropfen standen auf ihrer Stirn.

Da trat Octavie Bär in den Garten. Ein helles Sommerkleid umfloß die schlank anmuthige Gestalt, und auf den goldblonden Locken saß ein kleines Hüthen. Sie sah sehr schön und vor-

nehmen aus, und Ilse neben ihr mit der groben blauen Küchenschürze und dem großen braunen Strohhute mehr als einfach. —

„Pub, welche Glut!“ sagte Octavie, sich mit ihrem Schirmchen Kühlung zufächelnd, „wie kannst Du nur hier in der Sonne stehen und braten?“

„Ei, es ist nicht so schlimm,“ meinte Ilse gutmüthig lächelnd. „Wenn man tüchtig an der Arbeit ist, merkt man die Hitze kaum.“

„Wirklich? Und bist doch roth, wie ein Krebs? Du wirst Dir Deine Hautfarbe noch ganz verderben. Da, bind' schnell Deine entsetzliche Schürze ab, und lege einen vernünftigen Hut auf, und dann komm' mit mir.“

Ilse warf einen zweifelhaften Blick, erst auf ihre mit Birnen gefüllte Schürze, dann auf die vielen, die noch auf der Erde lagen und aufgefressen sein wollten.

„Bitte, Octavie, möchtest Du nicht noch ein Viertelstündchen auf mich warten?“ fragte sie schüchtern. „Ich kann wirklich die Arbeit hier nicht so stehen und liegen lassen.“

Octavie machte eine ungeduldige Geberde.

„Du wirst doch nicht verlangen, daß ich hier noch eine Viertelstunde in der Sonne stehe?“

„Gewiß nicht. Dort unter der Ulme ist ein kühles schattiges Plätzchen, ich bringe Dir von den saftigen Birnen und ich wette, Du sagst, daß Du all' Dein Lebtag nicht so köstliche gegessen.“

Octavie's rothe Lippen zuckten spöttlich.

„Ich mache mir nichts aus Birnen und wenn Du mich noch länger mit deinen prosaischen Beschäftigungen ärgerst, so komme ich immer wieder zu Dir.“

„Octavie!“

„Ja, ja, es ist mein voller Ernst, aber was machst Du Dir daraus? Du bist nicht mehr zu mir, wie Du früher warst.“

Ilse erröthete schuldbehaftet. Octavie hatte Recht. Seit einiger Zeit bewunderte sie die schöne Freundin nicht mehr so blindlings. Sie wußte, daß diese ein verwöhntes, eigenwilliges Kind war, viele Lannen und viele Fehler hatte — aber lieb hatte sie Octavie wirklich — und sie ärgerlich zu sehen, that ihr weh.

„Verzeih, Octavie. Ich meinte es gut. Ich liebe die Birnen so sehr.“

„Und ich hasse sie. Ich wollte, es gäbe ihrer nicht eine in der ganzen Welt, und vor allen Dingen keine im Pfarrgarten.“

Und damit stieß ihr muthwilliger Fuß einen Korb voll dieser goldgelben Früchte um, daß sie alleammt auf die Erde rollten.

„Ja, ja, Ilse, mach' kein so entsetztes Gesicht, oder ich bücke mich selber nach den ungezogenen Früchten. Ja, siehst Du, so gehst, wenn man mich desperat macht. Ich sehnte mich gerade heute so sehr nach einer Seele, die mich versteht, die mit mir nach dem höchsten zu streben vermag! O Gott, die Prosa hier tödtet mich. Wie soll ich auch den ganzen Sommer und Herbst existiren, ohne ein einziges Concert, ohne irgend welchen musikalischen Genuß? Meine ganze Seele ist Musik, und hier quälen sie nur Misttöne. — Es ist entsetzlich.“

Ilse hatte sich während dieses Ergusses stillschweigend gebückt, um die zerstreuten Früchte wieder zusammen zu lesen. Als Octavie schwieg, sagte sie freundlich:

„Es thut mir recht leid, daß ich so wenig von Musik verstehe, aber Großvater sagt, daß unser Cantor ganz vortrefflich die Orgel spielt. Könntest Du nicht mit ihm zuweilen üben?“

„Um aller Welt willen, Kind, was für entsetzliche Ideen Du hast! Unsere Orgel ist immer verstimmt, und unser bündlicher Organist noch viel mehr. Aber Adieu! Ich sehe schon, daß aus dem Pastorfinde heut auch keine Harmonien zu schöpfen sind.“

Und damit rauschte sie aus dem Garten, auf Ilsens Ruf nicht weiter achtend. Diese sah ihr noch einige Augenblicke nach und kehrte dann mit einem heimlichen Seufzer zu ihrer Arbeit zurück. Ei ja, manchmal war die Freundin doch recht wunderbar — und besonders, wenn sie ansang von Musik und Musikern zu schwärmen. Oder verstand sie eben nur nichts davon?

Es war gegen Abend. Ilse hatte einem Franken Erfrischung gebracht und war auf dem Heimweg. Sie ging am Bach entlang und wollte eben in den Park des Herrenhauses einbiegen, als rasche, feste Schritte hinter ihr erklangen und sie sich im nächsten Augenblick von einem jungen Mann eingeholt sah.

„Guten Abend, liebe Ilse.“

Ilse wandte sich schnell um.

„Philipp, bist Du's wirklich?!“

„Ja wirklich. Es ward mir in der großen Stadt zu heiß, und da habe ich eben ein wenig früher Ferien gemacht. Auch hatte ich mit meinen Eltern Ernstes zu besprechen.“

Ilse blickte einen Augenblick prüfend in das Antlitz des Sprechenden. Es war ein hübsches Jünglingsgesicht, aber ein herzloses war es nicht. Durcharbeitete oder durchschwärmte Nächte, Ehrgeiz, Eifer — und Kampf — ein fremdes Etwas hatte sein Gepräge darauf gedrückt. Ilse sah es sogleich. Sie kannte ja dieses Angesicht von Kindesbeinen an. Philipp Flug, der Sohn des Wächters, war auch zugleich der Pflegeohn ihres Großvaters gewesen, und ihr Spielfamerad. Er hatte sie in den Kindertagen seine kleine Braut genannt, er hatte ihr Körbchen aus Weiden geflochten, ihr Beeren aus dem Walde geholt, und auch als Gymnasiast war er noch ihr treuer Freund gewesen. Erst seit er die Universität bezogen, um Theologie zu studieren, war er nach und nach ein anderer geworden. Die große Welt hatte ihm ein fremdes Gepräge aufgedrückt. Sie verstand ihn oft gar nicht mehr, und sie wußte, seinen guten einfachen Eltern ging's ebenso. Schüttelte doch selbst der liebe Großvater oft bedenklich den Kopf über ihn. Am schlimmsten aber war es seit letzten Winter, da hatten Bär's in der großen Stadt gelebt und den jungen Flug in ihre Kreise gezogen. Ilse wußte aus Erfahrung, wie das bunte Leben der Gesellschaft blenden und berauschen konnte. Und wie viel mehr mußte das nicht bei ihm der Fall gewesen sein, da er nicht übersehen und unbeachtet, wie sie, darin geblieben war? Er hat e viel musikalische Begabung, Octavie hatte erzählt, daß er fleißig mit ihr muscirt, ihren Gesang begleitet, und viele musikalische Soireen mit ihr besucht habe. „Er ist ein geborener Musiker, wie könnt Ihr ihn nur zum Landpastor machen wollen?“ so hatte sie oft gesagt, und Ilse hatte dazu gelächelt. Es war das eben ein Scherz ihrer Freundin, weiter nichts, aber plötzlich, als das junge Mädchen jetzt in ihres Jugendfreundes veränderte Züge sah und seine Rede hörte, bekamen auch jene Worte ernstere Bedeutung.

„Es ist Dir nichts Unangenehmes begegnet?“ fragte sie leise.

„Im Gegentheil. Seit letzten Winter nur Gutes, denn es hat dazu gedient, mir mein inneres Wesen, mein heißestes Begehren, klar zu machen. „Schau, Ilse,“ sagte er auf das Bächlein zeigend, an dessen Rand sie gingen, „das Bächlein ahnt auch nicht, was dereinst Großes aus ihm werden wird, aber unbewußt folgt es dem in ihm wohnenden Drange, hinabzueilen in das breite Thal, das ihm Raum gibt, sich auszuweiten und Zutluß von allen Seiten, daß es ein mächtiger Strom werden könne.“

„Und meinst Du, daß der große Strom glücklicher daran ist, als der kleine Bach? Des Baches Wasser ist klar und durchsichtig, Du kannst jeden Kiesel auf seinem Grunde erkennen. Der Strom ist dunkel und trübe — und der Mensch, der ihn ausungte, fragt nichts darnach, daß seine reine Fluth dadurch unrein wurde.“

Philipp sah jetzt seinerseits forschend auf Ilsen.

„Du sprichst, wie Du's verstehst. Aber selbst, wenn der Bach als Strom etwas von seiner ursprünglichen Frische eingebüßt hätte, würde es nicht thörichtes Beginnen gewesen sein, ihn in dem engen kleinen Bette fesseln zu wollen, das ihm in seiner Jugend genügt.“

„Vielleicht“, erwiderte Ilse wehmüthig, „aber ebenso thöricht würde es sein, wenn das zum Strom gewordene Bächlein seines Endes vergäße.“

„Seines Endes? o nein, daß wird es nicht — sein Ziel ist ja eben das Unendliche — die Unerschöpflichkeit — das Meer.“

„Ja, das große, weite Meer, darin es sich verliert, als ob es nur ein Tröpflein wäre, ein Nichts, ohne eine Spur, ohne irgendwelche Bedeutung.“

„Ilse! Wer um Gottes willen hat Dir das Predigen und Philosophiren beigebracht? Ich verstehe sehr wohl, wo Du hinauswilst. Aber das sage ich Dir, ich hasse nichts mehr, als kleinliche Spießbürgerlichkeit.“

„Verzeih, Philipp, ich wollte Dir nicht wehe thun.“

Ilse sah so gut und wehmüthig aus, daß sein Unmuth schnell verschwand.

„Ich weiß es, Ilse, Du bist gut, und meine liebe, kleine Freundin. Du wirst meinen Wünschen nicht entgegen sein, auch wo Du sie nicht theilen kannst.“

Und den Gegenstand wechselnd, fragte er heiter:

„Was soll's mit den blauen Blumen in Deiner Hand?“

„Ich habe sie für Octavie gepflückt, und wollte sie ihr jetzt hinein tragen. Sie war heut Nachmittag bei mir und ein wenig böse, weil sie mich mitten in der Arbeit fand und ich nicht gleich abbrechen konnte.“

Philipp lachte heiter.

„Da sollen sie die Blumen versöhnen; ich verstehe.“

Und sie ihr aus der Hand nehmend und ihre feinen blauen Blüthen küssend, sang er mit angenehmer etwas gedämpfter Stimme:

„Die Blumen sollen dir bringen
Viel tauend Grüße von mir
Sie sollen lachen und singen,
Von meiner Liebe zu dir.
Sie sollen in's Herz dir fester
Durch ihren Duft so rein,

Ein herzliches Angedenken,
Ein treues Vergißnichtmein."

Ilfens Wangen waren über dem Singen roth geworden, aber sie wurden ganz blaß, als Philipp ihr die Blumen zurückgab und sagte:

„Wilst du i h r meine Grüße bringen?“

Sie antwortete nicht, aber das befremdete ihn offenbar nicht. Seine Augen ruhten auf dem stattlichen Herrenhause, das jetzt dicht vor ihnen lag. „Hier trennen sich also zunächst unsere Wege. Leb wohl, Ilse.“

„Leb' wohl.“

Er schritt auf die alte Kirche zu, sie wandte sich nach dem Herrenhause. Wie bange und schwer ihr das Herz geworden war?

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Mykonius.

[Fortsetzung.]

Hatte der angehende Mönch im Kloster den himmlischen Führer aus der wüsten Einöde der Welt gefunden zu haben geglaubt, er fand sich gar bald bitter getäuscht. Sein Mönchleben war ihm jene höhere Fels Spitze, die er im Traum erstiegen hatte, von welcher aus ihm aber die ganze Schöpfung als eine aneinanderhängende, unbegrenzte Kette leerer Felsmassen erschienen war. Er befand sich mitten in der ägyptischen Finsterniß, in welcher die Kirche schon seit Jahrhunderten schmachtete. „Unter dem Papstthum, dem Antichristenthum, ward Christi Leiden, Erlösen, Sterben, Genugthun und Bezahlen gar geschwiegen, und nur für eine Historie, wie des Ulysses Meerfahrt, gepredigt. Von dem Glauben, dadurch man seines Leidens, Unschuld, Gerechtigkeit, Heiligkeit, Erbtheils und ewigen Lebens aus lauter Gnaden theilhaftig und selig wird, hörte man nichts; sondern man machte nur einen greulichen, grim migen Richter aus Christo, der Alle, die nicht viele Fürbitter und der päpstlichen Werke Heiligkeit hätten, verdammen und richten wollte.“ Von den rechten guten Werken der zehn Gebote, die ein Jeder in seinem Stand und Beruf Gott zu Gefallen geru thun soll, hörte man nichts; dafür erfand man neue Werke, die den Pfaffen und Mönchen viel Geld eintrugen. Da sollte das arme Volk nicht nur plappern wie die Heiden statt christlich beten, sondern man lehrte, wer in einen geistlichen Orden eintrete, der werde selig; wer aber kein Mönch, keine Nonne werden wolle, der solle sich mit Geld lösen. Wer das Fasten nicht üben könnte, mußte sich mit Geld lösen. Wer keine Wallfahrt nach Rom, Jerusalem, Aachen, Fulda, zu St. Jacob, St. Katherin u. s. w., machte, mußte sich mit Geld lösen. Wer nicht gottselig leben wollte, der holte sich den Ablass. Die Bischöfe predigten nicht, weihten dafür die Nonnen, Pfaffen, Mönche, Glocken, Kirchen, Bilder, Eier, Kirchhöfe. Man holte sogenannte Reliquien der Heiligen, gab sie den Leuten zu küssen, und diese mußten ihr Geld hergeben und glauben, die Heiligen beten nun für sie vor Gott. Wer Mönch oder Nonne werden wollte, brauchte Vater und Mutter nicht fragen, und wollten diese dem Kinde wehren, so durfte letzteres nicht gehorchen. Vief etwa ein Chemann in's Kloster, so mußte das Weib wie eine Wittve sich behelfen, konnte freilich auch wieder ehelich werden.

Das Gelöbniß des Gehorsams, der Armut und der Keuschheit galt höher als das ganze Leiden Christi und sollte vor Gott besser sein, als die Taufe. Das heil. Abendmahl galt gering, auch die vom gewöhnlichen Priester gehaltene Messe hatte wenig Werth, dafür aber wurden überall besondere Messen gehalten für die, welche vor 200 Jahren gestorben waren. Wer für diese sein Geld den Priestern opferte, hatte Hoffnung für den Verstorbenen und für sich selbst. In Gotha allein gab es 14 canonische Pfaffen, 40 Messpfaffen, 30 Augustinermönche, 2 Terminmönche und bei 30 Nonnen, die alle mit Messhalten umgingen. Man hielt sie wie die lebendigen Heiligen, als die uns mit ihren guten Werken in den Himmel brächten, und war doch ihr Leben das häßlichste, unslätigste Leben, das auf Erden je bei Menschen hat sein mögen. Niemand durfte sie wegen ihres Schandlebens strafen; denn sie waren unter dem Papste, den hielt man als den wahren Gott und Menschen, der nicht irren konnte, und dem Niemand einreden durfte.

So etwa schilderte Mykonius selbst das geistliche Verderben der Kirche, und macht darauf aufmerksam, daß alle Bemühungen der Kaiser und Könige wider des Papstes Hochmuth und Tyrannei vergeblich waren, wie geschrieben stehe, daß der Papst, der Antichrist, im Tempel Gottes auch über Gott steigen und sich erzeigen solle, als wäre er Gott. Nicht mit Menschen Hand, sondern mit dem Geist des Mundes des Herrn, das ist, mit dem kräftigen, mächtigen Wort Gottes und dem heil. Evangelium sollte er offenbart, zu Schanden gemacht und herniedergerstürzt werden.

In seinem Kloster war unser Mykonius am weitesten von der Grenze des hellen Landes Gofen entfernt; das erfuhr er bald. Er fand keine Ruhe der Seele, keine Sündenvergebung, keinen Glauben, keine Hoffnung. Er legte sich selbst noch Arbeiten hinzu, überzählige Werke der Frömmigkeit; er erwählte sich noch mehr Schutzpatrone unter den Verstorbenen, welche er sich zu Mittelspersonen machte zwischen sich und Christus, aber er wurde immer mehr in die Irre geführt. Er suchte Licht durch eifriges Studieren, las den Petrus Lombardus den Alexander von Hales, den Bonaventura, den Gabriel Biel. Er las auch den Augustinus und die Bibelerklärung des Lyra, letztere sieben Jahre hindurch als Vorleser bei Tisch, so daß er sie fast wörtlich auswendig konnte. Aber die überlieferten Meinungen hatten ihn so blind gemacht, daß er nur das als gewiß erkannte, daß er ein elender Sünder sei, dem das Urtheil gesprochen, ein schlechter Baum, der schlechte Früchte trage und also abgehauen und in's Feuer geworfen werden müsse. Er verzweifelte endlich auch an den Studien, lernte allerlei Handarbeiten, die Schönschreibekunst, das Drechseln, brachte mit der Axt und der Hacke die Zeit hin, und zürnte seinem Schöpfer, daß er ihn geschaffen habe und ihn doch nicht vollkommen mache, sondern lasse ihn sich selbst in bösen Werken die ewige Strafe bereiten. Er rang mit finsternem Zweifel wegen der Gnadenwahl und gerieth in einen solchen Abgrund der Versuchung, daß, wenn er einmal seinen Beichtvater oder andere Mönche um Hilfe und Aufschluß anschete, er sie durch seine Bedenken bald so in gleiche Versuchung verstrickte, daß endlich Niemand mehr seine Beichte hören wollte.

Wie schwer mag es dem Mykonius geworden sein, bei solcher Zerrissenheit seiner aufrichtigen Seele, den Beruf in das Amt eines Priesters zu übernehmen, und doch mußte er gehorchen. Nachdem er bereits 1512 von Annaberg nach Weimar in's Kloster versetzt worden war, wurde er dort 1576 zum Priester geweiht und sang am Pfingsttage seine erste Messe. Bei dieser Gelegenheit genoß er die Ehre, daß die nachmaligen Kurfürsten von Sachsen, die Prinzen Johannes und Johann Friedrich dieser Feierlichkeit beizwohnten. Hier in Weimar wurde er auch zum Predigantem verordnet, predigte mehrmals und wurde auch von den Fürsten gern gehört. Seine Predigten, sagt er selbst, drehen sich um der Heiligen Leiden und sonstige Legenden, doch ohne sonderlichen Schaden für die Zuhörer, da Gott ihn erhielt, daß er nicht viel Papsts-Artikel lehrte.

Da erschien im Jahre 1517 der große Tag, an welchem Martin Luther im Namen Gottes, gezwungen und gedrungen durch seinen heiligen Doctoreid den schändlichen Tegel öffentlich angriff und seinen römischen Ablass als gefährlichen Betrug offenbarte, und in seinen Predigten, Vorlesungen, Disputationen und Büchern den rechten Schatz der Kirche, das allerheiligste Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes dem armen Volke entdeckte. Die frohe Kunde drang in kurzer Zeit auch zu den Ohren des verzweifelnden Mönches, und was das bedeutete, möge er selbst sagen „Da erbarmte sich der Herr meiner, so wie aller Menschen zu dieser unserer Zeit. Er sendete im Jahre 1517, meines Alters dem 27., seinen Diener, den zu solchem Amte auserwählten Boten, Dr. Martin Luther, daß er von der wahren Buße, Sündenvergebung und Genugthuung für die Sünde schrieb, indem er zuerst die Sätze bekannt machte, welche sich anfangen: „Unser Herr und Meister u. s. f.“, und ahnte ich sogleich, daß er der Mann sei, der in der Wüste zu mir gekommen war. Denn auf der Stelle öffnete mir Gott meine Augen und Ohren; ja auf diese Weise ergriff er mich, führt mich zur Quelle und warf mich auf Christus. Auch hat dieser mich geführt, als ich das Werk angreifen wollte und den Fortgang geleitet. Diesem verband ich mich so gleich in dem Jahr 1517 mit Leib und Seele zu dem Bekenntniß der Lehre Christi.“ „Der, an dessen Brust, als dem Quell des Abgrundes der heil. Schrift und des lebendigen Wassers, ich durch Luther und die Schrift ganz auf der offenen Seite des Sohnes Gottes mit Geist, Herz und Brust gelegen bin, und zur Genüge getrunken habe, daß ich die Wahrheit erkennen lernte; der, sage ich, welcher mir befohlen hat, ihm im Leben und Sterben ähnlich zu werden; der, sage ich, weiß, was er mir in diesem Leben in jener Nacht vor dem Feste der Theilung der Apostel anno 1510 in Traumbildern gezeigt hat. Ab: es war für mich kein bedeutungsloser Traum, mögen auch Andre urtheilen, was sie wollen. Denn die Erfüllung folgte in den kommenden 36 Jahren. In den ersten sechs Jahren bin ich in der Wüste nicht bloß dieser Welt, sondern selbst der Hölle gekrochen, in den folgenden dreißig oder neunundzwanzig Jahren habe ich, aus der Wüste befreit, mit dem Mann Gottes in der Grönde geschwitzt, den ich bis auf den heutigen Tag nicht genug bewundern kann.“

Alle Schriften Luthers suchte er zu bekommen und las sie mit seinem Klosterbruder Johann Bött

aufs Eifrigste. Bald brachte er die gefundene evangelische Lehre auch auf die Kanzel, trotzdem die Strafe des Bannes sogar auf das Anrühren der Bücher Luthers gesetzt war. Dafür hatte er nun die härteste Behandlung im Kloster zu erdulden. Alle Gemeinschaft mit den Brüdern wurde ihm untersagt, bei den Mahlzeiten mußte er auf der Erde kriechen, die Brocken auflesen, der Mönche Füße küssen und sich mit Peitschen mißhandeln lassen. Doch wagte man es nicht, ihn aus dem Kloster zu lassen, theils um der Fürsten willen, die des Mykonius Predigten gerne hörten, theils um der Bürger willen, die bereits bei Gelegenheit einer gegen Mykonius gerichteten Predigt, öffentlich in der Kirche für ihn Parthei ergriffen hatten.

Als Luther 1518 nach Augsburg gehen mußte, um sich vor dem Cardinal Cajetan zu verantworten, kam er über Weimar und übernachtete im Kloster, wo man ihm noch nicht die Thüre zu schließen wagte, weil er sich ja noch unter des Papstes Gehorsam zu beugen schien. Gern hätte Mykonius mit Luther gesprochen, aber das wurde ihm nicht erlaubt, nur sehen durfte er ihn.

Trotz aller Bedrückung ließ sich Mykonius in seiner seligen Wahrheit nicht irre machen. Man erklärte ihn fünfmal in den Bann, ließ ihn andert-halb Jahr mit keinem Menschen sprechen oder einen Briefwechsel führen. Man drohte ihm mit dem Beispiel des Johannes Hilten, eines Mönchs zu Eisenach, der um seines evangelischen Glaubens willen lebendig eingemauert worden war, und von dessen Zeugniß und Weissagung auf Luther in der Apologie der Augsburger Confession im Artikel von den Klostergeübden, ausführlich berichtet wird. Mykonius ließ sich nicht einschüchtern, ja als man ihn wirklich nach Eisenach schickte, wo er das Gefängniß Hiltens vor Augen hatte, soll er trotz Verbot am Tag der Beschneidung Christi eine mächtige Predigt von der Rechtfertigung des sündigen Menschen vor Gott gehalten haben, in welcher er bloß Christi Blut und Werk, und den Glauben an diesen Christus gelten ließ, alle eigenen Werke verwarf.

Sieben Jahre lang bekannte er so das Evangelium unter den Mönchen und war der Erste, der in Thüringen dem Papst widerstand. Endlich brachte man ihn von Eisenach, wo Kurfürst Friedrich das Evangelium schützte, nach Leipzig, in das Land des dem Evangelium feindlichen Herzogs Georg, und von da nach Annaberg. Da gelang es ihm zu fliehen, zunächst nach Buchholz in Sachsen, wo das reine Wort bereits herrschte, und dann nach Zwicau. Hier war das Verlangen nach dem Evangelium schon seit einiger Zeit rege geworden und Mykonius als Verkündiger desselben herzlich willkommen, wie sich dies aus dem Briefe ersehen läßt, den er etwa 8 Tage nach seiner Ankunft in Zwicau den Annabergern zur Ermunterung und Trost schrieb. In diesem langen Schreiben heißt es zum Schluß: „Es ist wahr, ich lüge nicht, ich habe vor Freuden diese 8 Tage mehr geweint, denn ich zuvor in 14 Jahren geweint habe. Man sieht und hört in der Kirche nicht ein irdisch, sondern ein himmlisch Volk; da gehet Gottes Wort, Glaube, Liebe, Lob, Preis und Regiment in vollem Schwung, fließt Alles wie Honig und Milch (2 Mos. 2). Ich wollte, daß es des Evangeliums Feinde selbst hören und sehen sollten; ich hoffe, ihr frecher Muth würde ihnen ein wenig gelindert. . . Die ganze Versammlung bittet Gott für euch und begehrt, daß

euer Glaube beständig bleibe.“ Das war zu Ostern 1524. Im Juli desselben Jahres predigte er zu Buchholz, ganz nahe bei Annaberg. Trotz des harten Verbotes des Herzogs Georg strömten über tausend Leute aus Annaberg dahin, um Mykonius zu hören; viele stiegen auf Leitern zu den Fenstern, um zuzuhören zu können. Drei Stunden lang predigte Mykonius, durchging die ganze Schrift und erklärte die Lehren von Sünde, Glaube, Liebe und Hoffnung. Die Buchholzer hätten ihn gern behalten, aber bereits war ein Ruf nach Gotha an ihn ergangen.

(Schluß folgt.)

Die Verfolgung des Evangeliums in Böhmen.

(Schluß.)

Trotz allen Qualen und Verfolgungen blieben aber viele Lutheraner standhaft, ja sie gaben eher Vaterland, Habe und Leben hin, ehe sie den falschen Glauben der Römischen annahmen. Wir können hier nur ein paar Beispiele anführen, die aber Gott sei Dank durchaus nicht vereinzelt dastanden.

Christoph Peshel aus Hrausitz bei Königgrätz war schon ein alter Mann, an dem Jahrzehnte lang alle Versuche, ihn zum Abfall zu vermögen, abgeprallt waren. Endlich 1650 wollte er heimlich entweichen, wurde aber, wie der Jesuitenzügling Holyk erzählt, verrathen und bei Nacht in seinem Hause ergriffen. „Da haben sie ihn denn wie einen Dieb auf's Schloß geführt und in dem tiefsten Loch, das allda zu finden war, eingesperrt; und wiewohl er große Pein, Gestank, Unflath, Hunger und Durst hat ausstehen müssen, so ist er doch allezeit muthig darin befunden worden. So oft man ihn fragte, ob er katholisch werden wollte, hat er allezeit mit freimüthigem Geiste und unerschrockenem Gemüthe geantwortet, daß er nichts könnte wider Gottes Wort reden, es wäre ihm auch unmöglich in der päpstlichen Religion zu sterben. Da er nun wiederum aus dem tiefen Thurm herausgezogen war und vor den Jesuiten gefragt wurde, ob der Teufel sein Herz ganz und gar eingenommen hätte, hat er geantwortet: „O ihr lieben Leute! ich habe mit dem Teufel nichts zu schaffen, sondern halte mich zu meinem Herrn und Erlöser Jesu Christo, der für meine Sünde gestorben und um meiner Gerechtigkeit willen auferwecket ist.“ Da haben sie sich heftig über ihn erzürnt und gesagt: Dieser ist würdig, daß er sollte verbrannt werden. Da antwortete der alte gottesfürchtige Mann aus großer Angst: „O daß mich Gott von dieser Welt wollte wegnehmen, daß ich nicht länger dürfte solche Gotteslästerung hören!“ Darnach wandte er sich zu ihnen und sagte: „Meinet ihr, ihr Herren Patres, daß ihr eine rechtmäßige Sache habt, mich zu verbrennen?“ Viele, die dabei waren, haben Thränen geweint, als sie Solches hörten und sahen, daß dieser alte Vater so hart geängstet wurde. Da solches die Jesuiten sahen, haben sie die Obrigkeit beredet, daß sie den alten Mann sollten wiederum in das vorige Gefängniß setzen lassen, welches auch geschah. Zuvor aber ist der herz- und schmerzbetrübt Mann mit Spießruthen von dem Thorwärter gepeitscht worden, welcher sonst alle andere Gefangene auf Befehl der Obrigkeit hat prügeln und peitschen und hernach an den bewußten Ort wieder setzen müssen — allda er ein ganzes Jahr bis auf nachfolgende Osterzeit

verbleiben mußte; da er alsdann wieder hervorgebracht wurde und ist von den Jesuiten eine scharfe Inquisition über den alten Mann gehalten worden, welche ihn mit allerhand Torturen und Plagen zu dem römischen Glauben zwingen wollten, aber vergebens. Denn der gute Mann konnte seine Augen und sein Haupt nicht mehr aufheben und auf keinem Fuße stehen, ja, er war so gemartert und abgemattet, daß er nicht mehr reden konnte. Endlich setzten sie ihn unterdessen an einen Ort, da sonst die Gefangenen, die nicht viel verwirrt hatten, pflegten verwahrt zu werden, da er denn weder essen noch trinken konnte, auch also Tag und Nacht ist sitzen geblieben. Auf den Morgen kommen wieder etliche Jesuiten zu ihm mit einem hölzernen Crucifix und fragen ihn, ob er es wolle für seinen Erlöser und Seligmacher anrufen. Da antwortete er: ich weiß gewiß und glaube festiglich, daß Christus für mich gekreuzigt ist und nicht dieses Holz. — Da haben sie still geschwiegen und wider den alten Mann die Zähne zusammengebissen. Weil sie ihn aber auf keinerlei Manier dazu haben bringen können, daß er anders geredet hätte, sagten sie endlich: er ist nichts besseres werth, als daß man ihn auf das Feuer oder auf das Feld vor die wilden Thiere werfe, solchen verhärteten Reher! So antwortete er: in Gottes Namen macht mit mir, was ihr wollt; ob ihr mich verbrennt oder die wilden Thiere auffressen lasset: ich bin doch gewiß, daß mein Erlöser Jesus Christus meine Seele zu sich nehmen werde! Darnach ruhte er mit erhobener Stimme: ach, Herr Jesu Christ, erbarme dich über mich! Darauf er stracks das Vaterunser betete und ehe er dasselbige ausgebetet hatte, gab er sanft und gleich als im Schlaf den Geist auf. — Was für Weinen und Mitleiden war doch über dem alten Manne unter uns Allen, die wir um ihn hergestanden und mit blutrinne dem Herzen ihn angesehen haben. Es ist mir nicht möglich, alles zu beschreiben; aber wenn ich nur an diese Action denke, muß ich bitterlich weinen. Das ist ein schönes Exempel von einem einfältigen böhmischen Bauer.“ — Soweit der Augenzeuge Holyk, der ehemalige Jesuitenschüler.

Ein anderes Beispiel von Glaubensstreue gab nach dem Persecutionsbüchlein ein gewisser Georg Balzer. Im Jahre 1629 wurden zwei und zwanzig Bauern aus dem Dorfe Zonize in Schlang gefangen eingebracht. Dabei sangen sie mit froher Stimme Auferstehungslieder. Sie wurden einzeln eingekerkert und in's Verhör genommen, indem sie beschuldigt waren, daß sie, obwohl schon katholisch geworden, doch wieder zur Kezerei zurückgekehrt seien. Ihr Haupt war der genannte Balzer. Man drang in ihn, zu antworten; er aber bat um Bedenkzeit und gab eine schriftliche Antwort, in welcher er sich wacker vertheidigte gegen den ihm gemachten Vorwurf, daß er Gott und seinem Gewissen trennlos vom katholischen Glauben wieder abgefallen sei. Er sei zu jenem früheren Schritte nur durch das härteste Gefängniß gebracht worden und habe über denselbigen ein ganzes Jahr lang sein Lager mit Thränen genezt, durch den heiligen Geist sei er aber zur Erkenntniß gekommen u. s. w. Er hatte eine große Bibellekntniß und wußte auf Grund derselben mit den Jesuiten wohl zu streiten über das heilige Abendmahl und den einigen Mittler Christus. Im August desselben Jahres ward er zu Prag hingerichtet. Um einen Volksauflauf zu verhüten, führte man ihn vor Tagesanbruch vor das Thor an den

Galgen. Hier ward ihm der Kopf abgeschlagen, der Leib geviertheilt und jeder Theil, wie es bei Verbrechern sonst geschah, am Wege aufgehängt.

Gleich bewundernsworth war die Standhaftigkeit eines Schreibers zu Dobruza. Dieses Städtchen nebst Zubehör schenkte der Kaiser dem schon oft genannten Spanier Huerda. Da nun jener nicht gesonnen war, im Dienste eines so strengen Herrn zu stehen, so legte er sein Amt nieder und ward Hauslehrer bei einem Müller. Als Huerda dies erfuhr, ließ er den Schreiber und den Müller auf das Schloß bringen und beide in den tiefsten Thurm werfen. Der Müller ward zwar in einiger Zeit wieder entlassen, aber der Schreiber blieb ein ganzes Jahr daselbst bis an seinen Tod. Dieser Kerker war so schanderhaft, daß ihm beide Füße absankten; er aber hatte so getrostes Glauben, daß er Freudenpsalmen im Kerker sang. Kurz vor seinem Tode ließ er dem Huerda melden; er habe schon die Füße eingebüßt und sei von Würmern voll. Jener aber wollte es nicht glauben; daher wollte er ihn herausziehen lassen, um es mit eigenen Augen zu sehen. Der Schreiber aber sagte, der Tyrann sei der Freude nicht werth, an solchem Anblick sich zu weiden. So starb er, Christo unaussprechlich anhängend, 1624 Mittwoch nach Lätare, da gerade ein Jahr um war. Sein Leichnam ward herausgezogen, der Tyrann aber wollte ihn nicht durch das Schloßthor tragen lassen, durch welches er selbst ein- und ausging. Daher ließ er ihn über die Mauer in den Schloßgraben werfen, dann von dem Schäfer fortzuschaffen und einscharren.

So blieben viele ihrem Glauben treu und mußten, wenn sie nicht gar getödtet wurden, auswandern. In kurzer Zeit verließen über dreißigtausend Familienhäupter ohne Frauen und Kinder die Heimath. Sie thaten es größtentheils wohl in der Hoffnung, später zu ihren geliebten Bergen zurückkehren zu können, aber diese Hoffnung wurde nie erfüllt. Zwar kam in den Wechseljahren des blutigen dreißigjährigen Krieges zweimal eine schwedische Armee nach Böhmen, und sofort zeigte es sich, daß viele Bewohner des Landes noch dem lutherischen Glauben heimlich anhängen, aber bald kehrten die katholischen Truppen zurück, und dann war ihre Rache um so schrecklicher. In jenen Zeiten entstand die Medensart, es ist zum katholisch werden, womit man noch heute einen unerträglichen Zustand beschreibt. Ein General rühmte sich, am ersten Pfingsttage hätte Petrus durch seine Predigt 3,000 bekehrt, er habe durch seine Soldaten aber in einem Tage mehr als 30,000 zur allein seligmachenden Kirche hinzugehan.

Die nicht Ausgewanderten gewöhnten sich allmählich, wie die Jesuiten vorausgesehen hatten, und die Kinder, in der Papstkirche erzogen, wurden oft fanatische Römlinge. Doch blieben immer etliche treu und erhielten sich beim rechten Glauben durch christliche Bücher und gegenseitigen Zuspruch. Zuweilen kamen dann auch lutherische Prediger und in Wäldern und Einöden wurde Gottesdienst gehalten.

So ging's über 100 Jahre, bis am 13. October 1781 Kaiser Joseph das Toleranz-Edikt erließ und dadurch den Protestanten wenigstens Duldung zusicherte.

So wie die Erlaubniß gegeben war, bildete sich nun trotz der fast unerschwinglichen Opfer, welche die Leute bringen mußten, eine ganze Reihe von

Gemeinden. Damals wunderten sich auch die Katholiken, daß noch so viel Anhänger des Evangeliums übrig geblieben waren. 1866 erhielten die Evangelischen Gleichberechtigung mit den Katholiken, und gegenwärtig giebt es an 100,000 Lutheraner in Böhmen, von denen die eine Hälfte deutsch und die andere Hälfte böhmisch ist.

Die obigen Mittheilungen sind größtentheils einem Büchlein entnommen, welches den Titel hat: Die Verfolgungen der Bekenner des Evangeliums in Böhmen, und welches von Herrn Wenzel Töpfer in Milwaukee herausgegeben ist. Dasselbe enthält ausführlichere Nachrichten auf 96 Seiten. Wer sich weiter über diesen Gegenstand zu unterrichten wünscht, kann das Büchlein bei Herrn Pastor Theo. Jäkel in Milwaukee oder auch bei Herrn Werner, 436 Broadway zu dem geringen Preise von 10 Cents das Stück erhalten.

Über christliche Kinderzucht.

(Aus Luther.)

(Schluß.)

Dennoch solltet ihr immer Gottes Wort mit ihnen treiben und üben, daß es nicht verrotte noch verdunkle, sondern stets im Gedächtniß und Werk als neu und hell bleibe. Denn je mehr man von Gottes Wort handelt, je heller und neuer es wird, und heißet billig: je länger je lieber. Wo man's aber nicht treibet, so wird's bald vergessen und unkräftig. Es sollte keiner kein Vater werden, er hätte denn gelernt, daß er seinen Kindern kann predigen die Gebote Gottes und das Evangelium, daß er fromme Christen züge. Es treten ihrer aber viel in den Stand der heiligen Ehe, können kaum ein Vater unser beten. Sie wissen nichts, so können sie auch ihren Kindern nichts predigen noch lehren. Man sollte die Kinder recht unterweisen in der Furcht Gottes. Denn soll die Christenheit in ihre Kraft kommen, so muß man wahrlich an den Kindern anheben, so wird's ein fein Ding. Ich möchte es wohl leiden, daß man in der Wiege anhöbe. Da könnte etwas Gutes bekleben, aufgehen und Frucht schaffen, daß solche Leute erwachsen, deren ein ganzes Land genießen und froh werden möchte. Das wäre auch die rechte Weise, Kinder wohl zu ziehen, weil man sie mit Gutem und Lust kann gewöhnen. Denn was man allein mit Ruthen und Schlägen soll zwingen, da wird keine gute Art daraus, und wenn man's weit bringet, so bleiben sie doch nicht länger fromm, als die Ruthe auf dem Nacken lieget. Aber hier wurzelt es ins Herz, daß man sich mehr vor Gott, als vor Ruthen und Knütteln fürchtet. Darum siehe zu, daß du deine Kinder vor allen Dingen lässest unterrichten in geistlichen Dingen, daß du sie erst Gott ererbebst, und darnach weltlichen Geschäften.

Aber das ist jetzt leider alles umgekehrt. Doch hätte man noch Hoffnung, daß die Schulmeister möchten dabei das Beste thun, daß zum wenigsten in der Schule die Kinder etwas Gutes lernten, und zur Gottesfurcht angewiesen werden. Aber die Hoffnung ist auch gering. Ich möchte sagen, die Juden halten ihre Kinder besser zur Schule, als die Christen. Darum siehet es so übel aus mit der Christenheit. Denn alle ihre Kraft und Macht stehet in den Nachkommen, und so sie in der Jugend veräuert werden,

so gehet es christlichen Kirchen gleich einem Garten, der veräuert wird im Frühling.

Ja, sprichst du, wer kann seine Kinder so entbehren, sie müssen im Hause der Arbeit warten? Antwort: sie sollen ja auch nicht wie vor Zeiten zwanzig oder dreißig Jahre lernen, und doch nichts lernen. Es ist jetzt eine andere Welt, und geht anders zu. Meine Meinung ist, daß man die Knaben könnte etliche Stunden des Tages zur Schule lassen gehen, und nichts desto weniger die andere Zeit im Hause schaffen, am Handwerk helfen und wozu man sie haben will, daß beides mit einander gehe. Bringen sie doch sonst wohl zehnmal so viel Zeit zu mit Kaulschenschießen, Ballspielen, Lausen und dergleichen. — Also kann ein Mägdlein so viel Zeit haben, daß sie des Tags etliche Stunden zur Schule gehe, und dennoch ihres Geschäfts im Hause wohl warte; verschläfts und vertanzet es und verspielt es doch wohl mehr Zeit. Es fehlt allein daran, daß man nicht Lust noch Ernst dazu hat, das junge Volk zu ziehen, noch der Welt zu helfen und rathen mit feinen Leuten. Der Teufel hat viel lieber grobe Blöcke und unnütze Leute, daß den Menschen ja nicht so wohl gehe auf Erden. Wo man sie aber lehrete und zöge in Schulen, wo gelehrte und züchtige Meister und Meisterinnen wären, die da Sprachen und andere Künste und Historien lehrten, da würden sie hören die Geschichte und Sprüche aller Welt, wie es dieser Stadt, diesem Reich, diesem Fürsten, diesem Manne, diesem Weibe gegangen wäre, und könnten also in kurzer Zeit gleichsam der ganzen Welt von Anfang, Wesen, Leben, Rath und Anschläge, Gelingen und Mißlingen vor sich fassen wie in einem Spiegel; darans sie denn ihren Sinn schicken, und sich in der Welt Lauf richten könnten mit Gottesfurcht, dazu wichtig und klug werden aus denselben Historien, was zu suchen und zu meiden wäre in diesem äußerlichen Leben, und Andern auch darnach rathen und regieren. Die Zucht aber, die man daheim ohne Schulen vornimmt, die will uns weise machen durch eigene Erfahrung. Ehe das geschieht, so sind wir hundertmal todt, und haben unser Lebenlang alles unbedächtig gehandelt, denn zu eigener Erfahrung gehört viel Zeit.

Und wenn man's gründlich bedenkt, so sind aus den Historien und Geschichten fast alle Rechte, Künste, guter Rath, Warnung, Drömen, Schrecken, Trösten, Stärken, Unterricht, Fürsichtigkeit, Weisheit, Klugheit sammt allen Tugenden, als aus einem lebendigen Brunnen gequollen. Das macht, die Historien sind nichts anders, denn Anzeichnung, Gedächtniß und Merkmal göttlicher Werke und Urtheile, wie er die Welt, sonderlich die Menschen, erhält, regieret, hindert, fördert, strafet und ehret, nachdem ein jeglicher verdient Böses oder Gutes. Und obgleich Viele sind, die Gott nicht erkennen noch achten, doch müssen sie sich an die Exempel und Historien stoßen und fürchten, daß ihnen nicht auch gehe, wie dem und dem, so durch die Historien werden vorgebildet, dadurch sie härter bewegt werden, denn so man sie schlecht mit bloßen Worten des Rechts oder der Lehre abhält und ihnen wehret. Wie wir denn lesen nicht allein in der heiligen Schrift, sondern auch in den heidnischen Büchern, wie sie einführen und vorhalten der Vorfahren Exempel, Wort und Werk, wo sie etwas erheben wollen bei dem Volk, oder wenn sie vorhaben zu lehren, ermahnen, warnen, abschrecken.

Dazu zeuget die Erfahrung, daß Alle, die nicht wohl gelernt haben, klagen und ist ihnen leid, daß sie gute Kunst verachtet und in ihrer Jugend dieselben nicht getrieben haben, daß sie doch zum wenigsten hätten gut schreiben und lesen gelernt. Ihr Eltern können euren Kindern keinen bessern noch gewissern Schatz lassen, denn daß ihr sie laßt gute Künste und Wissenschaften lernen. Haus und Hof verbrennet und gehet dahin, Kunst aber ist gut zu tragen, und bleibt. Wenn man weit von einander ist mit dem Leibe, doch kann man mit Briefen und Schreiben gegenwärtig sein, und einer mit dem andern reden und sein Herz anzeigen. Und wenn auch ein Knabe darnach ein Handwerk treibt und Bürger wird, schadet ihm solche Lehre nicht zur Nahrung, kann sein Haus desto besser regieren. Das junge Volk will ja doch spielen und springen, oder je etwas zu schaffen haben, da es Lust inne hat, auch nicht gut wäre, daß man alles wehrte: warum sollte man denn ihm nicht solche Kunst vorlegen, sintemal es jetzt von Gottes Gnaden-alles so zugerichtet ist, daß die Kinder mit Lust und Spiel lernen können, es seien Sprachen oder andere Künste, oder Historien. Und ist jetzt nicht mehr die Hölle und das Fegfeuer in unsern Schulen, da wir innen gemartert sind, und doch nichts, denn eitel nichts gelernt haben durch so viel Stäupen, Bittern, Angst und Jammer. Nimmt man so viel Zeit und Mühe, daß man die Kinder lehret spielen auf Karten, singen und tanzen: warum nimmt man nicht auch so viel Zeit, daß man sie lesen, schreiben, rechnen und andere Künste lehret, weil sie jung und müßig, geschickt und lustig dazu sind? Ich rede für mich, wenn ich Kinder hätte und vermöcht, sie müßten mir nicht allein die Sprachen und Historien hören, sondern auch singen und die Musik mit der ganzen Mathematik lernen.

Die Musik insonderheit ist der schönsten und herrlichsten Gaben Gottes eine, der ist der Satan sehr feind, denn sie ist eine halbe Disciplin und Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder und sanftmüthiger, sitzamer und vernünftiger macht. Die Noten machen den Text lebendig, vertreiben viel Anfechtung und böse Gedanken, und verjagen den Geist der Traurigkeit, wie man am König Saul sieht. Auch vergißt man dabei alles Zorns, Unkeuschheit, Hoffsahrt und anderer Laster.

So sage ich nun, daß man die Kinder ohne Unterlaß zur Schule schicke, es seien Knaben oder Mädlein. Welche aber die Begabtesten darunter sind, der man sich verhofft, daß geschickte Leute sollen werden zu Lehrern und Lehrerinnen, zu Predigern und andern Aemtern, die soll man ganz dazu verordnen. Denn, mein lieber Christ, hast du ein Kind, das zur Lehre geschickt ist, so bist du nicht frei, dasselbige aufzuziehen, wie dich gelüftet, stehet auch nicht in deiner Willkühr, damit zu fahren, wie du willst: sondern du mußt darauf sehen, daß du Gott schuldig bist, seine beide Regimente zu fördern, und ihm darin zu dienen. Gott bedarf eines Pfarrherrn, Predigers, Schulmeisters in seinem geistlichen Regiment. Kannst du ihm denselbigen geben, und thust es nicht, siehe, da raubst du nicht einen Noth den Armen, sondern viel tausend Seelen aus dem Reich Gottes, und stößest sie in die Hölle, so viel an dir ist; denn du nimmst die Person weg, die dazu tüchtig wäre, solchen Seelen zu helfen. Wiederrum, ziehst du dein Kind, daß ein Seelsorger werden kann, da gibst du nicht einen Noth, stiftest auch nicht eine Schule oder Kirchen: du thust wohl ein Größ-

ßeres, und gibst einen Gottesdiener, der viel tausend Seelen zum Himmel helfen kann. Was liegt daran, daß sie nicht alle gerathen? Es gerathen dennoch Etliche. Was weißest du, obs nicht dein Sohn sein wird? Bist du doch nicht werth mit alle deinem Gut, daß du eine Stunde zu solchem göttlichen Stift und großen Gottesdienst helfen solltest, und kannst dein Lebenlang dazu helfen! Also auch im weltlichen Regiment kannst du deinem Herrn oder Stadt damit mehr dienen, denn daß du ihm Schlüssel und Städte bauest, und aller Welt Schätze sammeltest. Denn was hilft solches alles, wenn man nicht gelehrte, weise, fromme Leute hat?

Nun ich wills hiebei lassen bleiben, und jederman gebeten haben, treulich dazu zu helfen, daß die Kinder insgesammt wohl zur Schule gehalten werden, damit sie beides, Gott und der Welt, recht lernen dienen, und es ihnen zeitlich und ewig wohl gehe.

Ein Bild aus Japan.

Wie man ein Christenland an den freundlichen Kirchthürmen erkennt, die aus stillen Dörfern emporragen wie über das Geräusch der großen Städte majestätisch sich erheben, so erkennt man ein Heidenland an seinen Tempeln und Götzenbildern. Und wenn man die Mühen und Kosten in Anschlag bringt, welche z. B. die Japaner auf dergleichen Kunst- und Bauwerke verwandt haben, so muß man sagen, daß sie sich ihre Religion wohl eher mehr und jedenfalls nicht weniger haben kosten lassen als irgend ein christliches Volk. Ueberall sieht man kleine Tempel und Götzenschreine, in den Städten herrliche Pagoden und geräumige Klöster, an vielen Orten auch kolossale Standbilder irgend eines Götzen oder Heiligen.

Aber Gott sei Dank! schon mancher japanische Tempel ist in ein christliches Gottes- und Bethaus verwandelt worden. Schon als im November 1859 der amerikanische Missionsarzt Dr. Hepburn sich in Kanagawa, einer Stadt am Meerbusen von Yedo, niederließ, wurde ihm — natürlich für Geld — ein budhistischer Tempel zur Wohnung angewiesen, aus dem er nach Entfernung der Götzen- und Heiligenbilder ein christliches Kirchlein machte. Ja, merkwürdiger Weise war auch die Wohnung des ersten amerikanischen Konsuls in der japanesischen Stadt Simoda ein heidnischer Tempel, und hier wurde am 1. August 1858, während noch die häßlichen Götzenbilder die fremden Eindringlinge von den Wänden herab angrinsten, der erste evangelische Gottesdienst in Japan gehalten. „Es war uns eigenthümlich um's Herz,“ schreibt einer der dabei war, „daß wir nun in einem japanesischen Götzentempel versammelt waren um zum erstenmal seitdem das Christenthum mit Feuer und Schwert ausgerottet ward, christlichen Gottesdienst zu feiern, zum erstenmal überhaupt protestantischen Gottesdienst zu halten! Die Bibel wurde vorgelesen, das Gebet gesprochen, eine Predigt gehalten und die süßen Lieder Zions ertönten nach ebenso süßen Melodien — Melodien, uns allen von Kind auf theuer und wohl bekannt, aber noch nie so süß und rührend als jetzt, da wir sie zum erstenmal in Japan und zwar in einem japanesischen Götzentempel, ertönten ließen. Die Sonne schien in voller Pracht: alles um uns her

war stille und feierlich; und die Japaner, statt mit gezückten Dolchen und Schwertern auf uns loszustürzen, sahen dem fremdartigen Schauspiel ruhig zu, ja ehrerbietig und mit unmerkbarer Theilnahme. War es ein Traum oder war es Wirklichkeit?“

Freilich war es Wirklichkeit! Und in den kaum zwanzig Jahren seit jenem denkwürdigen Sonntag ist noch mehr in Japan zur Wirklichkeit geworden, was man damals für einen Traum gehalten hätte. Eine ganze Reihe christlicher Gemeinden ist entstanden, Vornehme und Geringe haben sich bekehrt, eingeborne Prediger und Lehrer arbeiten bereits mit an der Ausbreitung des Evangeliums, ja protestantische Kirchlein werden errichtet — und das alles trotzdem, daß das Christenthum noch immer eine verbotene Religion ist! (Volkssbl.)

Gottes Unendlichkeit.

Der heidnische Dichter Simonides wurde auf eine Zeit gefragt und sollte sagen, was doch Gott wäre, oder was er von Gott hielt und glaubte. Da nahm er einen Aufschub und Frist drei Tage, sich darauf zu bedenken. Da diese ungenügend waren und sollte antworten, begehrte er andere drei Tage, daß er besser möchte nachdenken; und nach diesen abermal also, so lange bis er zuletzt nicht weiter konnte noch wollte und sprach: Was soll ich sagen? Je länger ich darnach denke, je weniger ich davon weiß. Damit ist angezeigt, daß menschliche Vernunft, je höher sie fährt, Gottes Wesen, Werke, Willen und Rath zu erforschen und ergründen, je weiter sie davon kömmt und zuletzt dahin fällt, daß sie Gott für nichts hält und nichts überall glaubt; wie denn jetzt solcher Leute viel werden unter den großen Klüglingen. (Luther.)

Mission.

Am 12. Februar dieses Jahres starb in einem Alter von 72 Jahren ein Veteran unter den Heidenmissionaren, Dr. Alexander Duff, ein Mitglied der schottischen Freikirche. Er war der Gründer einer großen Bildungsanstalt für Eingeborene in Calcutta, in welcher mehr als 1000 Hindus, zum Theil Angehörige der vornehmsten Familien des Landes, unter christlichem Einflusse erzogen wurden. In seinen letzten Lebensjahren war er Missionsprofessor an dem theologischen Seminar der Freikirche in Edingburgh. Dort hatte man nämlich einen besonderen „Lehrstuhl für Mission“ gegründet; Dr. Duff war der erste Inhaber desselben und diente in dieser Stellung der Mission bis an sein Lebensende.

„Missionären.“ G.

Christliche Chinesen. Mehr als 300 Chinesen sind Mitglieder protestantischer Gemeinden in Californien; 700 haben sich christlichen Jünglingsvereinen angeschlossen in der Absicht, sich in der christlichen Lehre unterrichten zu lassen; etwa 1000 besuchen die Sonntagschulen. In China selbst haben sich die Christen in den letzten 37 Jahren von 3 Personen auf 13000 vermehrt; 457 Missionare wirken daselbst, von denen 229, also die Hälfte, aus Amerika sind.

„Missionären.“ G.

Kirchliche Chronik.

Von einem schweren Unglücksfall ist unsere Anstalt betroffen worden. Am vorigen Sonnabend, den 25ten Mai, ist einer unsrer hoffnungsvollsten Schüler, der fünfzehnjährige Georg Kerler aus Greenfield beim Baden verunglückt und hat seinen Tod in den Fluthen des Rock Rivers gefunden. Er war ein sehr zuverlässiger und gewandter Knabe, der uns viele Freunde machte, wie ich seinem Vater noch vor wenigen Wochen auf dessen Anfrage mittheilen konnte. Noch am Morgen des Tages, an welchem er seinen Tod fand, hatte er mit einem anderen Schüler in der Bibel gelesen, und als dieser ihn fragte, ob er wohl bereit sei zu sterben, geantwortet: Ja, jederzeit. Am Abend war er eine Leiche. Daß auf uns alle, Lehrer wie Schüler, dieser jähe Todesfall einen erschütternden Eindruck gemacht hat, brauche ich nicht zu erwähnen. Gott wolle die lieben Angehörigen, besonders die Eltern, deren jüngster Sohn der Selige war, mit seinem himmlischen Troste erquicken und uns alle bedenken lehren, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug und selig werden. E.

England ist wirklich vielseitig, so vielseitig, daß es zum Verwundern ist. Es steht in seinen Beiträgen für Missionszwecke immer in erster Linie. Nach dem Bericht von Robert Scott bringt es jährlich circa 5 Millionen Dollars dafür auf, weitaus mehr, als die ganze übrige christliche Welt zusammen genommen. Auch läßt die englische Regierung — das muß wohl anerkannt werden — den Missionen allen möglichen äußerlichen Schutz angedeihen. Indessen, wollen die Heiden sich nicht befehlen von der Finsterniß zum Licht und von den todten Götzen zu dem lebendigen Gott, dann können sie ihren Bedarf an Götzenbildern aus — ebendemselben England beziehen. In Birmingham ist ein Handlungshaus, welches sich mit der Anfertigung und dem Verkauf von Götzenbildern beschäftigt. Folgendes entnehmen wir dem Freyschen Missionsblatt: „Ein Handlungshaus in Birmingham... empfiehlt seinen Kunden in Ostindien die Erzeugnisse seiner Fabrik in nachstehender Weise: Namen, der Gott des Todes, in seinem Kupfer getrieben und sehr geschmackvoll gearbeitet. Mironi, der Fürst der Dämonen, in großer Auswahl. Der Riese, auf dem er reitet, ist von der kühnsten Zeichnung und sein Säbel nach jetziger Art geformt. Baronnin, der Gott der Sonne, lebendig dargestellt. Sein Krokodil ist von Kupfer und hat einen silbernen Schwanz. Bourberen, der Gott des Reichthums. Dieser Gott ist von ausgesucht feiner Arbeit und haben die Fabrikanten ihre besten Kräfte auf Herstellung desselben verwandt. Kleinere Halbgotter und sonstige Untergötter in großer Auswahl. Credit wird nicht gegeben, bei Baarzahlung Rabatt.“ Wahrlich, eine lebhafteste Illustration der Nichtigkeit der heidnischen Götzen und thatsächlich ein Spott auf den heidnischen Götzendienst, aber Schimpf und Schande über die geldhungrigen Krämerseelen, die einen so schwachvollen Handel treiben! F. P.

Römische Priester gaben sich noch bisweilen den Anschein, als ob ihnen Gottes Wort und

Wille, wie beides in der Heiligen Schrift offenbart ist, auch noch etwas gelte. Namentlich hierzulande finden sie es nicht selten in ihrem Interesse, in Abrede zu stellen, daß sie in allen Dingen nur dem Commando des Papstes zu gehorchen hätten. Aber ganz deutlich heraus redete neulich der Erzbischof von San Francisco in Erwiderung auf eine Ansprache des Agitators Kearney. Er sagte nach dem Bericht einer weltlichen Zeitung u. A.: „es gibt im Augenblicke nur einen Herrn, der berechtigt ist, mir vorzuschreiben, in welcher Weise ich meinen Geschäften nachkommen soll, und dies ist der P a p s t in Rom. Freilich, wenn der Mensch noch einen andern Herrn, nämlich „den allein Gewaltigen, den König aller Könige, und den Herrn aller Herren“ (1. Tim. 6, 15) aus Seinem geoffenbarten Wort kennt, würde er es unter seinem jekigen Herrn nicht lange aushalten. F. P.

Der neue P a p s t heißt Leo XIII. und ist am 20. Februar in dem Alter von 68 Jahren erwählt. Man hat sich viel damit beschäftigt, welche Kirchenpolitik er einschlagen, und ob er den Kirchenstreit beendigen würde. Allerlei Züge aus seinem früheren Leben haben dazu den Stoff liefern müssen, ohne daß es gelungen wäre, über Vermuthungen hinauszukommen. Wir müssen seine Thaten erwarten, denn was er vorher war, ist nicht so entscheidend, als was er jetzt ist. Als Saul König wurde, da wurde er ein anderer Mann, und das gilt noch viel mehr von dem, der P a p s t wird, und das Gefährte des Regimentes nicht aus den vorgezeichneten und überlieferten Spuren herauslenken kann, mag er gleich, wie es heißt, Schritte thun, um ein friedliches Verhältniß zu den weltlichen Mächten zu gewinnen. Dagegen kann man seine Gedanken darüber haben, daß die Wahl, die Person, der Lebenslauf und die muthmaßliche Zukunft Leos XIII. wie ein Weltereigniß behandelt werden, sowohl katholischer als protestantischer Seits, und daß kleine Umstände und Vorgänge, selbst das scharfgeschnittene Gesicht des Papstes, für wichtig genug zur Untersuchung und Erwägung gehalten werden. Man sehe nur, wie voll die öffentlichen Blätter davon sind. Das ist ein Beweis, daß der P a p s t noch eine Macht in der modernen und gebildeten Welt ist, welcher selbst die Gebildeten und Liberalen durch ihre lebhaftige Beschäftigung mit ihm eine unbewußte Huldigung darbringen. Religion ist bei ihnen nichts, sie zählt nicht mit; aber mit dem Papste muß man rechnen. Sollte es ihnen wohl einfallen, daß sie selbst wider Willen zu dieser Machterhöhung des Papstes geholfen haben? (Münkel.)

In Heilbronn ist Dr. Robert von Meyer gestorben, wohl der größte Entdecker auf dem Gebiete der theoretischen Naturforschung in der gegenwärtigen Zeit. Er war nemlich der erste, welcher den Satz von der Erhaltung der Kraft aufstellte. Daneben war er aber auch ein ernster Christ, der dem Schwindel der materialistischen Naturforschung noch auf dem letzten Congreß der deutschen Unterwissenschaftler energisch und mit bedeutendem Erfolg entgegentrat. Man sieht also, daß die Zahl der christlichen Naturforscher nicht ausgestorben ist, und daß oft gerade die bedeutendsten Männer der Wissenschaft sich offen zum Christenthum bekennen, während die halbgebildeten Schreier dasselbe ausrotten wollen. E.

Des Darwinismus fangen die Gelehrten allmählich an sich zu schämen. Das giebt auch der durch die Gartenlaube so berühmte, durch seine wissenschaftlichen Phantasmen und kleinen Fälschungen sonst aber berühmte Professor Haeckel in Jena zu. Dieser Herr hat nämlich Vorlesungen in Wien gehalten, die übrigens sehr wenig Anklang fanden. In seinen Auseinandersetzungen beklagte er sich bitter über den Berliner Professor Virchow. Derselbe habe der Descendenztheorie einen schlimmen Stoß gegeben, und es sei sehr zu beklagen, daß nun so viele ihm blindlings folgten. Nirgends herrsche solcher Autoritätenglaube, wie unter den Naturwissenschaftlern und in der sogenannten gebildeten Welt.

Nun ja, das haben wir ja längst gesagt. Aber wundern muß es uns doch, daß endlich auch Haeckel zu dieser Einsicht kommt. Wenn sie ihm nur hülf! Aber das Schlimme ist, daß er bloß die Autoritäten-anbeterei, die Virchow zu gute kommt, angreift. Ihm selbst und seinem Meister Darwin soll man aber die wildesten Phantasmen auf's Wort glauben. Doch dafür bedanken wir uns bestens. Wenn noch ein paar Jahre oder Jahrzehnte ins Land gegangen sind, wird Haeckel sich auch schämen. Und das will mit seiner „Wissenschaft“ die Bibel umstoßen! E.

In Peoria, Ill., ist ein gewisser W. D. Shields, ein Schottländer von Geburt, welcher länger als zwanzig Jahre Schauspieler war, von den Baptisten zum Pastor ordinirt. Ob er auf der Kanzel auch wohl schauspielert? E.

Synodalversammlung.

Die diesjährige Versammlung der ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St., wird, so Gott will, in der Kirche der St. Matthäus-Gemeinde zu Milwaukee statt finden, und am 20. Juni Vormittag 10 Uhr mit Gottesdienst eröffnet werden.

Melimi, den 29. April 1878.

G. Thiele,

3. Sekretär der Synode.

Bitte!

Da ich erfahren habe, daß manche der Synodalglieder während der bevorstehenden Sitzung unserer Synode bei Freunden und Verwandten außerhalb der St. Mathäus-Gemeinde zu logiren gedenken, so möchte ich hiermit alle diejenigen, die kein Quartier in der Gemeinde beanspruchen, freundlichst gebeten haben, mir solches gefälligst umgehend anzuzeigen zu wollen. A. Hönecke

Bücher-Anzeige.

Zwei wohlerhaltene Exemplare von Luthers deutschen Schriften, Jenaenser Ausgabe in 9 Bänden, von welchen einer das Register enthält, sind uns von Deutschland zugegangen und können jedes zum Preise von \$15 Dollars abgegeben werden.

Watertown, den 24. Mai 1878.

Aug. F. Ernst.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Die Herren Pastoren: Verding, XIII, 50c; von Rohr, XIII, \$8.40; Hönecke, XIII, \$3; Herr Galingen, XIII, \$1.05.

Die geehrten Leser, welche noch übrige Exemplare der No. 13, 14, 16, dieses Jahrganges haben, werden gebeten, dieselben freundlich an den Unterzeichneten auf dessen Kosten zurückzusenden. E. H. Jäkel.

Für die Anstalt: Past. Genste, aus den Sparbüchern seiner verstorbenen Kinder \$3. — Past. Hönecke, vom Kirchen-Vorstand, Ueberschuß einer Collecte \$2. — Past. Jäkel, vom werthen Frauen-Verein der Gnaden-Gemeinde \$10. R. Adelberg.